

Prolog

Eine Gruppe alter Mauren saß auf der Veranda des Cafes im Schatten des Vordaches. Zwischen unrasierten, eingefallenen Wangen hingen Zigaretten auf faltigen Lippen. Ausgemergelte Gesichter starrten mit blutleeren Augen in die Baie du Levrier hinaus. Der Hafen wirkte verlassen, nur eine Handvoll armseliger Lastenkähne lag vor Anker. Sie warteten auf das wertvolle Erz aus den Minen um Zouerat, das in Kilometer langen Zuggarnituren in den Hafen von Nouadhibou gekarrt wurde, um von hier auf dem Seeweg in die ganze Welt verschifft zu werden.

Zu Kolonialzeiten hieß die Hafenstadt Port Etienne und erblühte als aufstrebende Industriemetropole in typisch französischem Pomp und Glanz. Die letzten Jahrzehnte jedoch hatten an der Substanz genagt, Staub und Rost lag über allem. Die Zeit schien still zu stehen und alles und jeder wehrte sich gegen den Lauf der Gezeiten.

Die Bucht lag im Windschatten, im Rücken das Niemandsland, verminte Sperrzone. Die schmale Landzunge, kaum breiter als ein Steinwurf, wurde mit dem Lineal geteilt. Dem Meer zugewandt erstreckte sich ein von den Freischärlern der Polisario dicht abgeriegeltes West Sahara bis zum Cap Blanc, der Südspitze, während der östliche Teil mit dem ehemals französischen Port Etienne mit dem Festland von Mauretaniens verbunden war. Nichts erinnerte am Hafen von Nouadhibou an die politische Brisanz, nur wenige hundert Meter entfernt.

Das Wasser war ruhig und die rostigen Kähne tümpelten gemütlich im Hafenbecken. Ein halb verfallenes Fischerboot tuckerte, so als ob sich sein Besitzer draußen am Meer verschlafen hätte, unter heißer Mittagssonne dem Steg entgegen. Der flaue Wind schlich über den Kai.

Im Halbdunkel des Hafencafes saßen zwei Männer, Weiße, die so gar nicht in das Bild dieser Stadt passen wollten. Obwohl sie allein waren und niemand von ihnen Notiz nahm, taten sie außergewöhnlich geheim. Die beiden steckten die Köpfe zusammen und gestikulierten wild. Der Blondschof schüttete ein Glas Schnaps in seinen Rachen, sein rotes Gesicht kam aber weder vom Schnaps noch von der Aufregung. Seine Haut hatte sich noch immer nicht an die Saharasonne gewöhnt. Der andere nahm seine Nickelbrille aus dem bärtigen Gesicht und putzte sie mit einem Hemdzipfel. Er schüttelte unentwegt den Kopf.

„Meyers“, fauchte er über den Tisch, „ich sage es ein letztes Mal. Ich lasse mich nicht unter Druck setzen. Solange sie nicht mehr in der Hand haben, lässt mich das alles kalt. Sagen sie das ihren Leuten! Sie kommen damit nicht durch.“

„Wie sie meinen.“

Der Blonde sprang so heftig auf, dass der geflochtene Stuhl umstürzte, zog einen Pucken Geldscheine aus der Tasche und donnerte diese, ohne näher hinzusehen, auf den Tisch.

„Die Rechnung geht auf mich.“

Dann stürzte er davon, drehte sich aber an der Tür noch einmal um, den Zeigefinger bedrohlich fuchtelnd.

„Sie wollen es nicht anders. Wir können den Lauf der Dinge jetzt nicht mehr aufhalten.“

Dann verschwand er in der Hitze der Stadt.

Sein Gegenüber stülpte langsam die Brille auf die Nase und verließ wenig später, seine Aktentasche unter dem Arm, das Lokal und stieg hinaus in die Mittagssonne. Ein müder Blick streifte die Alten auf der Veranda, dann überquerte der Professor die Hafensstraße und stieg in seinen Pick up. Die offenen Fenster hatten den Wind durch das Cockpit ziehen lassen, trotzdem hatte sich die Hitze angestaut. Mit lautem Knall setzte sich der verschmutzte Wagen in Bewegung, der Lack bröckelte an allen Ecken und Enden, dann rollte das Vehikel über die Teerstraße nach Norden. Die staubige Straße führte parallel zur Bahnlinie und zur Grenzlinie aus der Stadt hinaus nach Norden bis zum Checkpoint, der nicht nur Soldaten und Polizei, sondern auch Gauner und Wegelagerer anzog wie Schmeißfliegen. Er ließ diesen jedoch links liegen und bog nach Osten ins Landesinnere ab.

Die Bucht verschwand in seinem Rückspiegel. Die Straße war nur noch eine holprige Sandpiste, aber der stete Wind hätte auch eine geteerte Straße fast unpassierbar gemacht. Trotzdem legte er den höchsten Gang ein und beschleunigte den ungefederten Benzinfräser, während er im Handschuhfach nach seinem Handy suchte.

Meyers, der Blonde mit dem rot geplusterten Gesicht, hielt dem Zöllner seine Ausreisepapiere entgegen. Ein zehn Dollar Schein lugte zwischen den Blättern hervor und der Schwarze winkte Meyers durch. Dann spazierte er mit leichtem Gepäck unbehelligt zu seiner Maschine, die ihn nach Miami bringen würde.

Durch das kleine Lukenfenster sah man fast bis zum Ende der Startbahn am südlichen Spitz der Halbinsel, dem Cap Blanc, dessen schroffe Klippen bedrohlich ins Meer hinausragten. Jedes mal wunderte er sich erneut, wie es der Pilot schaffen sollte, die Maschine in so kurzer Zeit zu beschleunigen und hoch zu ziehen, um ihn und seine Leidensgenossen vor dem sicheren Ende in den heftigen Fluten zu bewahren. Nur knapp vier Kilometer, so hatte er sich belehren lassen, maß die längere der beiden Start- und Landebahnen, die vor allem für Auslandsdestinationen genutzt wurde.

Der ungewöhnlich sanfte Wind sollte einen unbehinderten Start zulassen. Zögerlich setzte sich die Maschine in Bewegung und rollte über die kurze, schmale Startpiste zum nördlichen Ende, ehe der Pilot die Maschine um hundertachtzig Grad wendete. Unter Höllenlärm wurden die brüllenden Turbinen gestartet, wie ein kaum zu zähmender Hengst versuchte die Maschine ihre Schnauze in den Himmel zu recken, mit den Hinterbeinen scharfte das Fluggerät in der Piste, der Teer verflüssigte sich in der Hitze. Das gesamte Chassis begann zu Rucken und Zucken, dann endlich entließ der Steuermann das wilde Tier aus seinen Zügeln und trieb es über die mit jedem Meter schmaler werdende Piste.

Unter Seufzen und Jammern erhob sie sich schließlich rechtzeitig in die Lüfte und entschwand mit Meyers über dem Atlantik. Zurück blieb eine staubige, still leidende Piste und eine Handvoll Schwarzer, die den unendlichen Kampf mit den Windverwehungen nie gewinnen würden.